

# DIE HEIMKEHR



# Die Heimkehr

## *Albtraum*

Wieder lief ich durch den nächtlichen Friedhof. Nebel hing wie ein bleiches Leichentuch über dem Gelände. Ich ging langsam zwischen den verwitterten Grabsteinen hindurch. Die Erde war feucht und gab unter meinen Schritten leicht nach, während sich der Nebel lautlos um meine Beine schmiegte. Die Nacht war still. Kein Wind regte sich. Kein Stern war am Himmel zu sehen; der Mond verbarg sich hinter dichten Wolken und Nebelschleiern, sodass kaum mehr als ein schwaches, diffuses Licht die Dunkelheit durchdrang. In der Ferne war nicht einmal das Rufen eines Vogels zu hören. Die Kälte der feuchten Luft drang mir durch die Kleidung und ließ mich frösteln.

Um mich herum ragten Grabsteine in unterschiedlichen Formen und Größen aus dem Boden, schiefe Silhouetten gegen den horizontlosen Nachthimmel. Einige waren

einfache Kreuze aus Stein oder Eisen; andere waren mit verwitterten Engelsfiguren verziert, deren Steinflügel teils abgebrochen waren, oder trugen urnenförmige Skulpturen auf ihren Spitzen. Manche Steine waren zur Seite gesunken oder umgefallen, als hätten die Jahrzehnte sie ermüdet. Ihre Oberflächen waren von Moos überwachsen und über die Jahre hinweg von Regen und Kälte geglättet. In den eingritzten Lettern sammelte sich Feuchtigkeit.

Viele Inschriften waren so verblasst, dass ich die Namen der Verstorbenen nicht mehr lesen konnte. Auf einem Grabstein erkannte ich bruchstückhaft ein eingemeißeltes Datum: 1874 – die letzte Ziffer war nur zu erraten. Auf einem anderen glaubte ich den Anfang eines Namens zu entziffern – ein „Hier ruht ...“ – doch der Rest war vom Stein wie ausgelöscht. Auf einem dritten Stein glaubte ich die Worte „... Staub kehrt du zurück“ zu erkennen. Der Anfang des Satzes fehlte, doch der Sinn war deutlich genug: Staub zu Staub – am Ende wartete auf jeden das Grab. Ich blieb stehen und strich mit den Fingern über das kalte Gestein, als könnte ich die Buchstaben auf

diese Weise erspüren. Einmal meinte ich, unter meinen Fingerspitzen das Relief eines „H“ zu fühlen, doch es stellte sich als Riss im Stein heraus. Am Ende blieb es zwecklos.

Die Identitäten unter meinen Füßen waren der Zeit zum Opfer gefallen. Ein Schauer überkam mich bei dem Gedanken, dass eines Tages vielleicht auch von mir nichts übrigbleiben würde als ein grauer Stein und ein Name, den niemand mehr entziffern kann. Hier und da entdeckte ich verwitterte Kränze oder zerfallene Blumensträuße – Überreste vergangener Trauer, bereits vom Moos überzogen. Ein umgestürztes, rostiges Grablicht lag zerbrochen im Gras, sein Docht natürlich längst erloschen. Jeder dieser Steine hatte einst einen Namen getragen, doch nun war nichts als stumme Unkenntlichkeit übrig. Ich war ein lebendiger Eindringling inmitten all dieser Toten, und der Gedanke schnürte mir für einen Moment die Kehle zu. All diese Verstummten unter meinen Füßen – lauschten sie in der Dunkelheit auf meine Schritte? Keine Stimme erhob sich, kein Laut antwortete. Es kam mir vor, als hätte ich die

Welt der Lebenden hinter mir gelassen und würde nun in einem Reich der Schatten umherwandeln. Jeder Schritt führte mich tiefer hinein in eine Vergangenheit, die hier zwischen den Grabreihen eingefroren schien. Nur die Stille währte fort, schwer und unbewegt.

Ich bemerkte in der Ferne einen schmalen Kiesweg, der sich durch den Friedhof schlängelte, doch ich hatte ihn bereits vor einiger Zeit verlassen. Nun war ich von allen Seiten von Grabsteinen umgeben, und jeder Richtungssinn schien mir abhandengekommen. Die Nacht musste schon weit fortgeschritten sein – vielleicht war es bereits nach Mitternacht. Doch Zeit hatte hier keine Bedeutung; der Friedhof schlief in einem zeitlosen Dunkel.

Nach einiger Zeit fiel mir eine alte Steinmauer auf, die den Rand des Friedhofs begrenzte. Sie bestand aus altem Ziegeln, brüchig und rissig, und war stellenweise von dichtem Efeu überwuchert. Dahinter erstreckte sich ein Waldstück, dessen Bäume in der Dunkelheit nur als schwarze Schemen zu erkennen waren. Die kahlen Äste ragten wie knochige Finger über die

Mauer und schienen im fahlen Mondschein nach mir zu greifen. Das Mondlicht selbst kämpfte gegen den Nebel an; es verwandelte sich in einen diffusen Schimmer, der die Szenerie in blasses Grau tauchte. Ich fröstelte bei dem Anblick des Waldes. Irgendetwas an der reglosen Schwärze zwischen den Stämmen jagte mir eine Gänsehaut über den Rücken. Nicht weit entfernt erkannte ich die schemenhafte Silhouette eines kleinen Mausoleums, das wie ein dunkler Wächter zwischen den Grabreihen stand. Die schwere Metalltür schien mich aus der Ferne anzustarren. Mir lief erneut ein kalter Schauer den Rücken hinunter, und ich wandte rasch den Blick ab. Ich starrte einen Moment lang in Richtung des Waldes, doch weder dort noch sonst irgendwo rührte sich etwas. Alles war reglos, als hielte die Welt den Atem an.

Während ich weiterging, spürte ich, wie der Nebel noch dichter wurde. Anfangs lagen nur zarte Schwaden über dem Boden, doch nun quoll der Dunst immer massiver zwischen den Gräbern hervor. Er kroch über die Umrisse der Steine und verschluckte allmählich die Sicht auf die fer-

nerer Umgebung. Bald konnte ich nur noch wenige Schritte weit erkennen. Selbst der Eingang des Friedhofs – ein eisernes Tor, durch das ich gekommen war – war im wabernden Grau vollständig verschwunden. Es gab kein Vor und Zurück mehr; der Nebel hatte mich in ein Reich zwischen den Gräbern eingeschlossen. Die Schatten der Bäume und die Konturen der Mauer verschwanden im milchigen Weiß. Selbst der Himmel über mir löste sich in formloses Grau auf. Mit jedem Atemzug schmeckte ich die feuchte Kühle des Nebels auf meinen Lippen, als würde ich an einem nassen Tuch saugen. Meine Kleidung war inzwischen klamm vor Nässe, und einzelne Tropfen rannen von meinen Haarspitzen über den Nacken.

Ich fühlte mich plötzlich sehr allein. Mein Herz schlug hörbar in der Stille, und ich versuchte vergeblich, das heftige Pochen zu beruhigen. Mir war heiß und kalt zugleich vor Angst, und meine Hände zitterten, während ich die Fäuste krampfhaft ballte. Jeder meiner Atemzüge klang unnötig laut in dieser erstickenden Ruhe. Mehr als einmal drehte ich mich hastig um, über-

zeugt, hinter mir Schritte zu hören oder eine Bewegung aus dem Augenwinkel wahrzunehmen. Einmal glaubte ich, rechts von mir einen huschenden Schatten auszumachen. Ich hielt inne, das Herz bis zum Hals, und starrte in die Dunkelheit zwischen den Grabreihen. War dort nicht gerade jemand gewesen? Doch es war niemand zu sehen – nur ein schiefes Grabmal ragte dort auf, und der Nebel hatte mich getäuscht. Trotzdem entfuhr meinen Lippen ein leises, heiseres „Hallo?“ in die Leere. Keine Antwort kam zurück. Ich zwang mich, ruhig zu atmen, und redete mir ein, dass nichts hier war außer alten Steinen und Schatten. Trotzdem klopfte mein Herz unbarmherzig weiter, während ich angespannt lauschte. Ich wurde das unheimliche Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Meine Nackenhaare stellten sich auf. Es war, als hielten unsichtbare Augen aus der Dunkelheit Wache über mich. In meiner Fantasie schienen es die ruhelosen Seelen der Toten selbst zu sein, die unter meinen Schritten lauerten. War ich ein Eindringling, der ihre ewige Ruhe störte? Ein

weiteres Frösteln lief mir bei dem Gedanken über den Rücken.

Ich weiß nicht, wie lange ich bereits ziellos durch die Reihen der Gräber geirrt war. Der Nebel hatte mich vollständig umhüllt und jede Orientierung verschlungen. Einmal stolperte ich über einen schiefen Grabstein und taumelte gegen ein niedriges, schmiedeeisernes Geländer, das ein Familiengrab umgab. Das rostige Metall vibrierte leicht unter meinem Gewicht und ich konnte mich im letzten Moment fangen. Ein anderes Mal sackte mein Fuß unvermittelt bis zum Knöchel in eine weiche, matschige Mulde im Boden. Jedes dieser Vorkommnisse jagte mir einen Schreck in die Glieder und trieb meinen Puls in die Höhe. Ein weiteres Mal trat ich beinahe gegen die Steinwand eines unvermittelt aus dem Nebel auftauchenden Begrenzungssteins. Eine kleine Gruft aus schwarzem Marmor lag halb versteckt zwischen dunklen Zypressen. Ihr eisernes Tor war von Ornamenten übersät und zum Glück fest verschlossen. Trotz meines Unbehagens legte ich für einen Moment zitternd die Hand auf die kalte Tür, als müsste ich sicher gehen, dass

sie sich nicht von selbst öffnete. Nichts regte sich. Erleichtert stolperte ich weiter. Gerade als meine Nerven zum Zerreißen gespannt waren, ließ mich plötzlich ein fremder Duft innehalten.

Ein schwacher Hauch von etwas Süßem lag in der Luft, so fremd inmitten des modrigen Geruchs feuchter Erde und verwelkter Blätter, dass ich ihn zuerst für eine Täuschung hielt. Ungläubig sog ich die Nachtluft tief durch die Nase ein. Tatsächlich – da war ein Anflug von Blütenduft, so fein, dass er beinahe mit dem Nebel hätte verschmelzen können. Ich folgte der kaum wahrnehmbaren Spur, Schritt für Schritt, den Atem angehalten, als könnte ein einziges Geräusch sie wieder zerstören. Zunächst war es kaum mehr als ein vager, heller Fleck im endlosen Grau. Ich kniff die Augen zusammen. Allmählich schälte sich daraus ein Tupfer Farbe heraus – ein warmes Gelb, das am Boden aufleuchtete. Schließlich stand ich vor einem einzelnen Grab, unscheinbar wie die anderen ringsum, und doch war etwas anders.

Das hohe, steinerne Kreuz auf dem Grab war von Rissen durchzogen, und die

breite Platte darunter trug keinen Namen mehr. Die Inschrift war vollständig verwischt oder abgetragen – als wäre die Erinnerung an den Toten selbst untergegangen. Die Ränder des Grabsteins waren uneben und teils abgesplittert, überwuchert von dunklem Moos. Feuchte Flechten zeichneten dunkle Muster auf den Stein, wo einst Buchstaben gewesen waren. Dennoch lagen auf dem verwitterten Grab frische gelbe Narzissen. Ein ganzer Strauß glänzender Blütenköpfe ruhte im feuchten Gras und leuchtete unverhofft lebendig in diesem Meer aus Grau und Schwarz. Ihre satten Gelbtöne wirkten beinahe unnatürlich intensiv in der tristen Umgebung. Seit ich den Friedhof betreten hatte, war mir kein anderer frischer Blumenschmuck begegnet – alle anderen Blumen hier waren längst verwelkt oder verschwunden. Diese Narzissen aber wirkten wie ein Fremdkörper, ein letztes bisschen Leben inmitten all des Todes. An den zarten Blütenkelchen hafteten noch Tropfen von Feuchtigkeit, als wären sie erst vor kurzem niedergelegt worden. Ein schwacher Hauch ihres Duftes stieg zu mir auf und kitzelte meine Nase. Es war der

Duft des Frühlings, hier an einem Ort, an dem sonst nur der Moder des Verfalls in der Luft lag.

Verwundert und wie gebannt kniete ich mich hin. Das nasse Gras durchweichte sofort den Stoff meiner Hose, doch ich nahm es kaum wahr. Mein Herz klopfte schneller, während ich vorsichtig eine der Narzissen berührte. Die Blütenblätter fühlten sich weich und echt an – kein Plastik, keine Täuschung. Wer um alles in der Welt hatte in dieser finsternen Nacht frische Blumen hierhergelegt? Und weshalb an ein Grab ohne Namen? Ein leiser Zweifel flüsterte mir zu, dass ich diesen Ort besser unberührt lassen sollte, doch meine Neugier und Verwunderung waren stärker. War hier etwa am Abend jemand gewesen, der den Verstorbenen kannte? Aber warum zu so später Stunde und an einem Grab, dessen Inschrift längst verweht war? Wer lag hier unter der Erde? Langsam ließ ich den Strauß wieder los und ließ meinen Blick über die Grabplatte wandern. Vorsichtig strich ich mit der Hand über das nasse, kalte Gestein, dort wo einst eine Inschrift gewesen sein musste. Unter der Feuchtigkeit des Nebels

spürte ich nur die glatte, blanke Oberfläche, keine Spur eines Buchstabens. Die absolute Anonymität dieses Grabes schnürte mir auf unheimliche Weise die Kehle zu.

Einen Augenblick lang war ich so vertieft, dass ich den unheilvollen Ort um mich herum fast vergaß. Die leuchtenden Blumen gaben mir einen Anflug von Trost inmitten all der Dunkelheit.

Da schoss plötzlich wie aus dem Nichts eine eiskalte Hand aus der Erde hervor und umklammerte mein Handgelenk.

Ich stieß einen gellenden Schrei aus – für den Bruchteil einer Sekunde war ich wie gelähmt vor Entsetzen. Mit einem Mal brach panische Hektik aus. Im fahlen Dämmerlicht erkannte ich ein Stück dieser Hand: bleiche, halb verwesene Finger, die sich aus der Erde schoben und sich erbarmungslos um mein Handgelenk krallten. Mit aller Kraft versuchte ich, mich loszureißen. Ich riss meinen Arm zurück, doch die Hand hielt mich mit unbarmherziger Stärke fest. Ihre Finger gruben sich wie Schraubzwingen in mein Fleisch. Ich spürte die knöchigen Glieder deutlich, hart und kalt. Ein stechender Schmerz fuhr mir ins Schul-

tergelenk, als hätte die grausame Kraft vor, mir den Arm auszureißen. Reflexhaft schlug ich mit der freien Hand nach dem fremden Arm, der aus dem Boden ragte, doch meine Finger griffen nur ins Leere und erwischten nichts als lockere Erde.

Eine unwirkliche Stille lag über der Szenerie, während mein eigener Schrei im Nebel verhallte. Mein Puls raste, das Blut schoss mir heiß in die Schläfen. Doch außerhalb meines Kopfes blieb alles totenstill – kein menschliches Ohr hatte meinen Schrei vernommen. Unter mir begann der Boden plötzlich nachzugeben. Ich fühlte, wie die kalte Hand unaufhaltsam an mir zog und mich tiefer in den Erdboden zerzte. Mit der freien Hand klammerte ich mich an den Rand der Grabplatte, krallte meine Nägel in Gras und Moos. Für einen Moment hatte ich Halt, doch der alte Stein war glitschig; meine Finger glitten ab, und ich verlor den Griff. Meine Beine rutschten bereits bis zu den Oberschenkeln ins aufgeweichte Erdreich. Verzweiflung stieg in mir auf. Ein scharfer Schmerz schoss durch meine Schulter, während ich verzweifelt dagegen ankämpfte. Es fühlte sich an, als wolle man

meinen Arm aus dem Gelenk reißen. Ich trat um mich, Erde spritzte hoch, aber nichts konnte den eisernen Griff lockern.

Mein Gleichgewicht geriet vollends ins Wanken und ich stürzte vornüber in das nun offene Grab. Die Hand riss mich mit letzter Kraft kopfüber in die Tiefe. Mein Schrei erstickte, als mein Gesicht auf die kalte Erde prallte. Mein Mund füllte sich mit Sand und Dreck, und ich schmeckte einen bitteren, modrigen Schlamm. Ich hustete und spuckte, schluckte aber nur noch mehr Erde herunter. Körnige, feuchte Erde drang in meine Kehle und meine Nase, raubte mir den Atem. Meine Augenlider verklebten mit Dreck; das letzte bisschen Licht erlosch. Meine Arme ruderten blind, doch um mich gab es nichts als nachgiebige Masse. Dunkelheit umschloss mich von allen Seiten.

Mit einem dumpfen Krachen stieß ich plötzlich auf etwas Hartes, und der Boden unter mir brach ein. Etwas aus Holz splitterte unter meinem Gewicht. Im nächsten Moment fiel ich in einen Hohlraum tief unter der Erde. Mit einem heftigen Ruck landete ich auf einer festen Oberfläche und blieb keuchend liegen. Der Griff um mein

Handgelenk verschwand endlich, und ich riss meinen Arm an mich heran. Benommen starrte ich ins Dunkel. Mein ganzer Körper zitterte unkontrolliert, mein Herz hämmerte bis zum Hals. Lockere Erde regnete von oben herab und rieselte in meinen Kragen. Ich hustete heftig und sog gierig Luft ein – doch was ich einatmete, schmeckte nach Moder und Verfall. Ein fauliger Gestank lag in diesem Hohlraum, so beißend, dass mir augenblicklich übel wurde.

Einen Herzschlag lang war ich wie betäubt. Um mich herrschte vollkommene Finsternis. Ich konnte meine eigene Hand vor Augen nicht sehen. Ein Hustenreiz schüttelte mich, und ich spuckte Erde aus, die mir in Mund und Rachen klebte. Meine Glieder fühlten sich seltsam schwer an, als wären sie nicht mehr Teil von mir. Mit klopfendem Herzen tastete ich zitternd um mich. Meine Finger stießen bald auf glattes Holz direkt über meinem Gesicht. Holz über mir, Holz unter mir, zu meinen Seiten – ein beengter Kasten. Mir wurde schlagartig klar, wo ich war: in einem Sarg, tief unter der Erde begraben.

Kaum formte sich dieser entsetzliche Gedanke, packte mich blanke Panik. Ich schrie auf, doch es kam kaum ein Laut über meine trockenen Lippen. Das bisschen Luft, das ich ausstoßen konnte, erstickte im dicken Dunst aus Erde und Fäulnis. Panik flammte in mir auf. Ich stieß mich nach oben und prallte mit den Schultern gegen die niedrige Decke des Sargs. Mit den Fäusten trommelte ich verzweifelt gegen das Holz. „Hilfe!“, wollte ich schreien, doch meine Stimme versagte zu einem rauhen Krächzen. Niemand hörte mich. Nur das dumpfe Pochen meiner Schläge hallte im engen Raum wider. Es fühlte sich an, als würde der Sarg sich mit jeder verstreichenden Sekunde enger und stickiger füllen.

Ich ruderte mit den Armen und stieß dabei gegen etwas Weiches zu meiner rechten Seite. Vor Schreck zog ich die Hand zurück – in der stockfinsternen Enge hatte ich völlig vergessen, dass ich nicht allein hier unten war. Langsam tastete ich erneut hinüber. Mein Herz setzte einen Schlag aus, als meine Finger auf etwas Kaltes und Nachgiebiges trafen. Kalte, wächserne Haut, gespannt über knöchernen Strukturen. Ich tas-

tete weiter und spürte die Kontur einer Wange, dann eine eingefallene Augenhöhle. Unter meinen zitternden Fingern zeichnete sich ein Mund ab, halb geöffnet. Ich strich unbeabsichtigt über etwas Sprödes – Haar, das sich kalt und brüchig anfühlte. Kein Atemhauch regte sich. Eine tote Person – direkt neben mir.

Ein Würgereflex packte mich, und ich zog meine Hand fort, doch in der Enge stieß ich nur hart gegen die Sargwand. Mein Rücken drückte sich dabei an kaltes Fleisch auf der anderen Seite. Ich versuchte auszuweichen, doch ich konnte mich kaum einen Zentimeter rühren, ohne wieder auf den Leichnam zu stoßen. Ein Arm der Leiche war bei meinem verzweifelten Strampeln von seiner Brust herabgeglitten und lag nun wie zu einer grausigen Umarmung quer über meinem Bauch. Ich schrie schrill auf und presste mich so gut es ging an die andere Sargwand. Mein ganzer Körper bebte vor Grauen. Tränen stiegen in meine Augen, während ich blindlings um mich schlug, um den leblosen Arm von mir wegzustoßen. Meine Finger krallten sich in einen verrotten Stoff – vermutlich das zerfallene Tuch,

in das der Tote gehüllt war. Dennoch ließ sich der schwere Arm kaum bewegen. Schließlich schaffte ich es, ihn von meinem Körper zu wuchten, sodass er schlaff zurück auf die andere Leichenhälfte fiel. Doch es gab kein Entkommen vor der grausigen Gesellschaft.

Meine Lungen brannten inzwischen. Japsend sog ich winzige Luftzüge ein, doch es war, als wäre kein Sauerstoff mehr darin. Der Gestank und die Angst raubten mir den Verstand. Ich trat und schlug um mich wie ein in die Enge getriebenes Tier und spürte dabei, wie sich Holzsplitter in meine Haut bohrten. Ein endloses Dröhnen erfüllte meinen Kopf – mein eigener Puls trommelte wie wahnsinnig in meinen Ohren. Die Dunkelheit war jetzt überall, nicht nur um mich, sondern auch in mir. Schwarze Flecken tanzten vor meinen nicht sehenden Augen. Mein Körper wurde schwer und taub. Ich konnte die Beine kaum noch spüren. Ich wollte atmen, doch meine Brust gehorchte nicht mehr. Alles tat weh. Mein Bewusstsein flackerte.

Eine letzte aufbäumende Verzweiflung glomm in mir auf: Sollte dies wirklich mein

Ende sein? Lebendig begraben, ohne auch nur einen Laut in die Welt dort oben schicken zu können? Nein, das durfte nicht sein – ich wollte leben, ich wollte hier heraus. Doch während ich innerlich schrie, gehorchte mein Körper mir längst nicht mehr. Inmitten dieser letzten Schreckenssekunden spürte ich eine seltsame Ruhe in mir aufsteigen – oder war es nur die Erschöpfung, die mich betäubte? Meine Schläge wurden schwächer. Ich spürte kaum noch etwas, weder die Kälte des Leichnams neben mir noch den Schmerz in meinen blutenden Knöcheln. Ein tiefes Brummen lag in meinen Ohren, während der Herzschlag in meiner Brust langsamer wurde. Kein Atemzug entwich mehr meinen Lippen, kein Herzschlag dröhnte mehr in meinen Ohren. In mir war es nun ebenso still geworden wie um mich herum. Vor meinem inneren Auge flackerte in diesem Moment noch einmal das Bild der gelben Narzissen auf dem namenlosen Grab über mir auf. Ihr stilles Leuchten inmitten der Düsternis war das Letzte, an das ich mich klammerte. Die Finsternis verschluckte mich vollends.

## *Schatten*

Die Bäume begannen, mit der Straße zu verschmelzen. Ihre dunklen Konturen flackerten im Rand meines Blickfeldes, als gehörten sie längst nicht mehr zur Landschaft, sondern zu einem Tunnel, durch den ich mich hindurchtastete. Jede Kurve strengte mich an. Gerade die letzten Kilometer forderten mich immer besonders. Vielleicht, weil mein Körper müde war. Vielleicht auch, weil mein Kopf längst weiter war als der Wagen.

Ich saß seit fast acht Stunden im Auto. Am Morgen war ich in Berlin aufgebrochen, hatte mehrere Bundesländer durchquert, Raststätten hinter mir gelassen, Musik gehört, abgeschaltet, wieder aufgedreht. Jetzt lag die Autobahn hinter mir. Die letzten zwanzig Kilometer führten über schmale Landstraßen, vorbei an Feldern, Wäldern und Dörfern, die mir zugleich vertraut und fremd erschienen. Irgendwo dort stand das Haus meiner Eltern.

Ich war seit Jahren nicht mehr hier gewesen. Anfangs war ich nur für ein paar Monate fort, dann für ein halbes Jahr. Ir-

gendwann waren aus geplanten Besuchen bloß noch Termine zu besonderen Anlässen geworden: Geburtstage, Weihnachten. Später nicht einmal mehr das. Mein letzter Besuch lag inzwischen über drei Jahre zurück.

Ganz abgebrochen war der Kontakt nie. Aber er war dünn geworden, beiläufig. Wir schickten uns Fotos aus unseren Urlauben und kommentierten sie mit knappen Sätzen. Wir hatten uns nicht gestritten, uns nicht bewusst voneinander entfernt. Unsere Wege hatten sich einfach in verschiedene Richtungen bewegt.

Ich kam nicht zu Besuch, weil ich es wollte. Ich kam, weil ich musste. Meiner Mutter ging es nicht gut. Lange hatte ich nichts davon gehört. Erst irgendwann hatte mir mein Bruder geschrieben. Er war öfter hier, näher dran, räumlich wie emotional. Auch zu ihm hatte ich kaum noch Kontakt, doch er fühlte sich verantwortlich, mich zu informieren, wenn zu Hause etwas geschah, das sich nicht mehr aufschieben ließ.

Die Straße hatte sich weiter durch den Wald gezogen. Ich hatte den Fuß etwas vom

Gas genommen und mich gefragt, wann aus einem Besuch ein Zurückkehren geworden war.

Als ich zu Hause ankam, erwartete mich kein Empfang. Meine Eltern hatten mich vorab informiert, dass sie noch bei einer Veranstaltung sein würden und erst spät am Abend zurückkämen. Wahrscheinlich würden sie mich erst am nächsten Tag richtig begrüßen können. Ich wusste noch, wo der Ersatzschlüssel versteckt war. Im Schuppen, hinter einer losen Holzlatte. Ich holte ihn hervor, ging zur Haustür, schloss auf und trat ein.

Kaum war ich im Haus, überkam mich dieses vertraute Gefühl des Ankommens. Ich kannte dieses Haus. Es war das Haus meiner Jugend, meiner Kindheit. Hier war ich groß geworden. Ich stellte meine Tasche ab, ließ sie beinahe fallen, und streckte mich. Die Müdigkeit hatte mich inzwischen vollständig im Griff. Es fiel mir schwer, die Augen offen zu halten.

Ich entschied mich, keine Zeit zu verlieren. Ich machte mich bettfertig, putzte mir noch die Zähne und ging nach oben. Mein altes Kinderzimmer war wie immer für

mich vorbereitet. Wann immer ich hier gewesen war, hatte ich dort geschlafen. Ich hatte mich nie dafür entschieden, wie andere es taten, in ein Hotel zu gehen. Dieses Zimmer war geblieben. Und solange es da war, schien auch ein Teil von mir noch hier zu sein.

Oben an der Treppe angekommen, schaltete ich das Licht im unteren Flur aus. In genau diesem Moment sah ich etwas an mir vorbeirauschen. Einen Schatten. So schnell, dass ich nicht sicher sagen konnte, was es gewesen war.

Ich blieb stehen. Es war still. Zu still. Ich war allein in diesem Haus, das wusste ich. Und trotzdem lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Ich versuchte zu begreifen, was ich gerade gesehen hatte. Oder zu glauben, gesehen zu haben. Mein Körper hatte bereits reagiert, bevor mein Verstand eine Erklärung fand.

Ich stand wie angewurzelt da und konnte mich für einen Moment nicht bewegen. Dann, zögerlich, fast widerwillig, traute ich mich, in die Dunkelheit hinunter zu sagen: „Hallo? Ist hier jemand?“

Natürlich rührte sich nichts. Wer sollte hier auch sein.

Trotzdem blieb dieses unangenehme Gefühl. Ein zweiter Schauer lief mir den Rücken hinunter. Ich wusste, dass ich etwas tun musste. Also schaltete ich das Licht im Flur wieder ein. Der Raum lag ruhig vor mir. Kein Schatten. Keine Bewegung. Niemand.

Und doch ließ es mir keine Ruhe. Ich nahm all meinen Mut zusammen und ging die Treppe hinunter. Die Stufen knarrten unter jedem einzelnen Schritt. Sollte jemand im Haus sein, würde er nun wissen, dass ich unterwegs war.

Unten angekommen, sah ich mich um. Die Küche lag im Dunkeln. Ich machte einen Schritt nach vorne und merkte sofort, dass dort niemand war. Ich schaltete das Licht in der Küche ein, ließ es einen Moment brennen und schaltete es wieder aus. Nichts hatte sich verändert.

Ich beschloss, es dabei zu belassen. Hier war niemand. Es musste Einbildung gewesen sein. Müdigkeit. Die lange Fahrt.

Ich ging wieder nach oben, schaltete das Licht im Flur aus und verharrte einen

Moment. Ich vergewisserte mich, dass kein Schatten an mir vorbeiglimmt. Dann ging ich in mein Zimmer, legte mich ins Bett und hoffte auf einen schnellen, traumlosen Schlaf.

### *Der nächste Tag*

Mein Vater begrüßte mich mit einem heiteren Ausdruck im Gesicht. Er hatte bereits Kaffee gekocht und beim Bäcker die Straße hinunter frische Brötchen geholt. Es war mir schleierhaft, wie dieser Mann spät nachts erst nach Hause gekommen war und trotzdem noch vor mir aufgestanden war, voller Tatendrang, als hätte der Abend ihn eher beflügelt als erschöpft. Nach so einem langen Tag hätte ich einen massiven Durchhänger gehabt. Früher hatte ich mehr wegstecken können.

Wir umarmten uns. Danach fragte er mich, wie die Autofahrt am Vortag gewesen sei. Ich sagte ihm, dass sie mich ziemlich angestrengt habe. Er erwähnte beiläufig, dass er mein Auto umgeparkt habe, weil er sonst nicht aus der Garage hätte fahren können. Ich nahm das zur Kenntnis, ohne weiter darüber nachzudenken.

Kurz darauf kam meine Mutter dazu. Sie wirkte deutlich erschöpfter als mein Vater, was mir eine gewisse, fast kindische Genugtuung verschaffte. Allerdings hielt ich kurz inne, weil das auch daran liegen könnte, dass es ihr ja nicht so gut ging. Auch wir umarmten uns. Dann setzten wir uns gemeinsam an den Küchentisch und frühstückten. Es fühlte sich gut an. Vertraut. So wie früher. Wir sprachen über dies und das. Keine tiefgründigen Gespräche, aber auch kein bloßer Smalltalk. Eine ruhige, angenehme Zwischenebene.

Gegen Ende des Frühstücks erwähnte meine Mutter, dass sie für den Tag keine weiteren Pläne hätten und sich auf einen entspannten Verlauf freuten. Das kam mir sehr entgegen. Ich sagte ihnen, dass ich noch ein paar Stunden arbeiten müsse, ab dem Mittagessen aber Zeit für gemeinsame Unternehmungen hätte.

Bevor wir auseinander gingen, überlegte ich kurz, ob ich ihnen von der Erfahrung der vergangenen Nacht erzählen sollte. Ich entschied mich dagegen. Es gab keinen Grund, Unruhe hineinzutragen. Also machte ich mich an die Arbeit. Der

Vormittag verging, ohne dass etwas Besonderes geschah.

Nach dem Mittagessen kam mein Bruder für ein paar Stunden mit seinen Kindern vorbei. Wir tranken gemeinsam Kaffee und schwelgten in Erinnerungen. Es wurde gelacht, erzählt, durcheinandergeredet. Für einen Moment fühlte sich alles erstaunlich leicht an.

Zum Abendessen aß ich etwas, das viel zu salzig war. Der Rollmops hatte es mir angetan. Ich trank entsprechend viel und wusste bereits, dass ich später noch einmal würde aufstehen müssen, um zur Toilette zu gehen. Als ich meine Mutter noch auf ihren Gesundheitszustand ansprechen wollte, sagte sie nur, dass es schon spät sei und sie jetzt nicht mehr die Kraft hätte darüber zu sprechen. Wir vertagten es auf den nächsten Morgen.

Irgendwann, es war bestimmt weit nach Mitternacht wachte ich auf. Ich musste dringend auf die Toilette. Mein Kinderzimmer war am einen Ende des Flures, mein Kinderzimmer am anderen. Auf halbem Weg führte die Treppe nach unten zur Küche. Ich entschied mich den Weg

durchs Dunkel zu machen und das Licht nicht anzuschalten. Das Schlafzimmer meiner Eltern ging in der Mitte des Flurs ab und sie schliefen gerne mit offenen Fenstern und offenen Türen. Ich wollte sie nicht wecken.

Ich trat aus dem Badezimmer und sah vor meinem Kinderzimmer eine Gestalt stehen. Ich erschrak und zuckte zusammen. Ich kniff die Augen zusammen. Meine Brille trug ich nicht. Irgendjemand – oder irgendetwas – stand dort. Ich tastete mit der Hand an der Wand nach dem Lichtschalter und betätigte ihn. Nichts geschah. Es blieb dunkel. Mir lief es kalt den Rücken hinunter.

Wie versteinert stand ich da und betrachtete die Gestalt. Sie bewegte sich nicht. Dunkle Haare waren zu erkennen, mehr zunächst nicht. Dann das helle, fast weiße Gewand, das locker am Körper lag, ohne Spannung, ohne erkennbare Anstrengung. Ich wusste nicht, ob das, was ich sah, real war oder eine Einbildung. Manchmal litt ich unter heftigen Albträumen. Für einen Moment fragte ich mich sogar, ob ich

wirklich aufgestanden war oder noch schlief.

Ich starrte in die Dunkelheit und sagte leise, fast beschwörend: „Wer ist da?“ Ich wiederholte die Frage. Ein zweites Mal. Ein drittes Mal. Keine Antwort.

Dann bewegte sich die Gestalt plötzlich. Ruckartig, nur ein paar Schritte auf mich zu. Mir lief erneut ein Schauer über den Rücken. Ich wollte zurück ins Badezimmer fliehen, doch mein Körper gehorchte mir nicht. Ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen.

Als die Gestalt noch einen Schritt näherkam, erkannte ich sie. Es war meine Mutter. Ihre Frisur war unverkennbar, ebenso die Haarfarbe, jetzt, da das Mondlicht stärker durch das Fenster fiel.

„Mama?“, fragte ich vorsichtig. „Bist du das?“

Sie reagierte nicht. Sie bewegte sich nicht. Sie sagte nichts. Vielleicht schlafwandelte sie. Ich nahm all meinen Mut zusammen und ging langsam auf sie zu. Erst jetzt sah ich, dass ihre Augen geschlossen waren. Sie stand vollkommen aufrecht vor

mir, der Körper angespannt, beinahe unnatürlich still.

Ich verstand nicht, was ich sah. Zögernd streckte ich eine Hand aus. Meine Finger zitterten, als ich sie vorsichtig berührte. In dem Moment, als ich das helle Stoffgewand ertastete, sackte sie plötzlich in sich zusammen.

„Mama!“, rief ich. „Mama! Was ist los?“

Sie lag nun am Boden. Ich kniete mich neben sie, rüttelte sie vorsichtig, dann stärker. Nach ein paar Sekunden öffnete sie die Augen und sah mich verwirrt an. Sie wirkte vollkommen desorientiert und fragte nur, was passiert sei.

Ich versuchte, ihr zu erklären, was ich gesehen hatte, fragte sie, ob sie schlafwandle. Sie verneinte, konnte sich aber auch nicht erklären, wie sie im Flur gelandet war. Wir blieben noch einen Moment so sitzen, bis ich sicher war, dass sie wirklich wach war, wirklich da.

Schließlich sagte sie, sie sei sehr müde und wolle zurück ins Bett. Ich begleitete sie, half ihr beim Hinlegen. Kaum lag sie, schlief sie wieder ein. Meinen Vater weckte

das alles nicht auf. Er lag die ganze Zeit mit dem Rücken zu meiner Mutter und mir.

Ich ging zurück in mein Zimmer. Ich wusste nicht, was ich mit dieser Erfahrung anfangen sollte. Schlaf fand ich in dieser Nacht keinen mehr.

### *Der Morgen*

Gegen sechs Uhr morgens hörte ich Schritte im Flur. Die Dielen knarrten unter jedem einzelnen. Draußen war es noch dunkel, nur langsam kündigte sich der Morgen an. Ich entschied mich aufzustehen.

Im Flur begegnete ich meinem Vater, der gerade aus dem Bad kam.

„Kaffee?“, fragte er und grinste breit.

„Ja, gerne“, antwortete ich.

Er wollte schon die Treppe hinuntergehen, als ich ihn aufhielt.

„Du, sag mal ... Ich habe Mama letzte Nacht im Flur gesehen. Sie stand vor meinem Zimmer. Es sah aus, als würde sie schlafwandeln. Weißt du etwas davon?“

Er blieb stehen.

„Nein“, sagte er schließlich. „Das ist doch Unsinn. Mama war die ganze Nacht

bei mir.“ Dann, fast erklärend: „Du weißt doch, dass ich einen leichten Schlaf habe. Ich werde sofort wach, wenn irgendetwas ist.“

„Du hast geschlafen“, entgegnete ich. „Als ich sie zurück ins Bett gebracht habe.“

Er sah mich kurz an, als müsse er abwägen, ob ich scherzte.

„Nein, das kann nicht sein. Wirklich nicht.“ Dann wandte er sich ab. „Ich mache jetzt Kaffee. Ich glaube, du hast schlecht geträumt.“

Ohne meine Reaktion abzuwarten, ging er die Treppe hinunter.

Ich sah ihm nach, wie er beschwingt Stufe für Stufe nahm, als sei nichts gewesen. Ich folgte ihm langsamer, blieb aber vor der Schlafzimmertür meiner Eltern stehen. Sie war verschlossen. Ich wollte nach meiner Mutter sehen. Meine Hand lag bereits auf der Klinke, als mein Vater mich aus der Küche rief.

Ich ging zu ihm, nahm mir ein Croissant.

„Was ist eigentlich mit Mama?“, fragte ich. „Ich bin doch hergekommen, weil es ihr nicht gut gehen soll.“

Er antwortete nicht. Ich wiederholte die Frage.

Dann drehte er sich abrupt zu mir um. Sein Gesicht war plötzlich ernst, ungewohnt hart.

„Ich habe deine Frage schon verstanden, mein Sohn“, sagte er ruhig.

Es lief mir kalt über den Rücken. So hatte ich ihn noch nie erlebt. Ich wusste nicht, wie ich sein Verhalten einordnen sollte. Ich stellte keine weitere Frage. Wir aßen schweigend. Als ich nach einer zweiten Tasse Kaffee fragte, deutete er wortlos auf die Maschine.

„Ist irgendwas los?“, fragte ich.

Keine Reaktion. Er blätterte in seiner Zeitung, als hätte er mich nicht gehört. Etwas stimmte nicht. Ich wurde wieder still.

Dann kam meine Mutter in die Küche. „Guten Morgen, Mama“, sagte ich.

Sie reagierte nicht. Sie nahm sich eine Tasse, goss Kaffee ein und setzte sich zu uns. Sie trank einen Schluck, stellte die Tasse vor sich ab und betrachtete sie lange, als wäre sie etwas Fremdes.

„Mama, geht es dir gut?“, fragte ich.

„Deiner Mutter geht es gut“, sagte mein Vater, ohne aufzusehen. Er blätterte eine Seite um. Meine Mutter trank erneut einen Schluck. Sie reagierte nicht auf ihn. Mich fröstelte.

„Was ist denn hier los?“, rief ich schließlich. „Warum redet ihr nicht mit mir?“

Die Anspannung brach sich Bahn. Beide sahen mich an. Mein Vater hielt die Zeitung noch in der Hand.

Nach einem Moment der Stille flüsterte meine Mutter: „Nichts ist los. Alles ist in Ordnung.“ Sie lösten den Blick nicht von mir.

„Nein“, platzte es aus mir heraus. „Ich habe dich gestern Nacht im Flur gesehen. Du standest vor meinem Zimmer. Dann bist du vor mir zusammengebrochen. Ich habe dich ins Bett gebracht. Papa lag neben dir und hat nichts bemerkt – obwohl er doch so einen leichten Schlaf hat!“

Die Worte kamen ungeordnet, Tränen stiegen mir in die Augen.

Meine Mutter lächelte schwach. „Nein, mein Sohn“, sagte sie leise. „Ich habe die ganze Nacht neben Papa geschlafen. Du

irrst dich. Geht es dir nicht gut? Brauchst du vielleicht ein Wasser?“

Ich stand abrupt auf. Wut und Hilflosigkeit schnürten mir die Kehle zu. Ohne ein weiteres Wort ging ich in mein Zimmer. Ich musste mich ablenken.

Ich schaltete den Computer ein. Das Internet war wie immer miserabel. Ich sah auf mein Telefon: ein einziger Balken, „1G“. Nutzlos. Ich ließ das Gerät sinken.

Etwas war hier falsch. Und niemand schien bereit, es mir zu sagen.

Ich schaute aus dem Fenster. Meine Eltern hatten sich angezogen und waren in den Garten gegangen. Meine Mutter hatte den Rechen in der Hand und sammelte die heruntergefallenen Blätter zusammen. Mein Vater rupfte etwas aus dem Beet. Ich beobachtete die beiden. Es wirkte natürlich. Trotzdem beschlich mich ein finsternes Gefühl.

Ich machte mich fertig für den Tag.

## *Die nächsten Nächte*

In dieser Nacht schlief ich schlecht. Wieder hatte ich den Albtraum vom Friedhof. Noch bevor ich in das offene Grab stürzte, schreckte ich hoch. Mein Herz raste. Ich griff nach meinem Telefon. Es war kurz vor drei Uhr nachts.

Eine Nachricht meines Bruders war eingegangen. Er fragte, wie lange ich noch bleiben würde; er wolle übermorgen vorbeikommen. Ich antwortete, dass ich dann noch da sein würde. Danach legte ich das Telefon weg und schlief erneut ein.

Gegen sieben Uhr morgens klopfte es an meiner Tür. Ich fuhr hoch.

„Ja? Wer ist da?“, rief ich in den Raum, ohne die Augen zu öffnen.

Die Tür öffnete sich. Meine Mutter trat ein. Sie trug dasselbe Gewand wie in der Nacht zuvor. Auch ihre Haare lagen exakt so wie damals. Wortlos stellte sie ein Glas Wasser auf meinen Nachttisch und legte eine Tablette daneben. Dann verließ sie das Zimmer, ohne mich anzusehen, und schloss die Tür hinter sich.

Ohne groß nachzudenken nahm ich die Tablette und trank das Glas in einem Zug leer. Kurz darauf sank ich wieder in den Schlaf.

Als ich erwachte, war es bereits kurz vor Mittag. Es fühlte sich falsch an, so spät aufzuwachen. Schwerfällig stand ich auf und ging zum Fenster. Draußen im Garten sah ich meine Eltern. Meine Mutter harkte Laub, mein Vater schien etwas aus einem Beet zu ziehen. Das Bild kam mir seltsam vertraut vor. War es nicht genauso gewesen wie am Vortag? Ich rieb mir die Augen.

Unten angekommen saßen meine Eltern am Küchentisch.

„Na, du Schlafmütze“, sagte meine Mutter fröhlich. „Hast du dich gut ausgeschlafen? Gleich gibt es Mittagessen. Ich hoffe, du hast Hunger.“ Sie wartete keine Antwort ab und wandte sich wieder den Töpfen zu.

„Wart ihr nicht gerade noch im Garten?“, fragte ich.

„Nein“, sagte mein Vater. „Wir waren heute noch gar nicht draußen.“ Dann fügte er hinzu: „Komm, setz dich. Deine Mutter hat extra für dich gekocht.“

Verwirrt setzte ich mich.

„Dein Bruder kommt morgen noch einmal vorbei“, sagte meine Mutter, während sie das Essen servierte.

Ich reagierte nicht mehr. Der Tag verging ohne irgendwelche Vorkommnisse.

In dieser Nacht fand ich keinen Schlaf. Wieder war es kurz vor drei Uhr, als ich Geräusche im Flur hörte. Dieses Mal blieb ich reglos im Bett liegen. Die Schritte kamen näher. Die Dielen knarrten unter jedem einzelnen. Es klang, als stünde jemand direkt vor meiner Tür.

Ich starrte in die Dunkelheit. Im schwachen Restlicht erkannte ich, wie sich die Türklinke langsam bewegte. Ich hielt den Atem an. Die Tür öffnete sich nicht. Die Klinke senkte sich wieder. Erneut knarrten die Dielen. Diesmal entfernten sich die Schritte.

Plötzlich vibrierte mein Telefon neben mir. Ich fuhr hoch, als hätte mich etwas berührt. Eine Nachricht von meinem Bruder. Er schrieb, dass er es morgen doch nicht schaffen würde. Ich antwortete knapp: *Okay, schade.*

Dann fiel mir etwas Merkwürdiges auf. Sowohl die Nachricht von gestern als auch diese waren um exakt 2:52 Uhr bei mir eingegangen. Ich versuchte, mir einzureden, dass es Zufall war. Trotzdem drehte ich mich unruhig im Bett. An Schlaf war nicht mehr zu denken.

Am Morgen sah ich meine Eltern wieder im Garten. Meine Mutter harkte Laub, mein Vater rupfte etwas aus einem Beet. Wenig später saßen sie unten in der Küche.

„Ich glaube, mir geht es nicht gut“, sagte ich.

Keine Reaktion. Mein Vater las seine Zeitung. Ich wiederholte den Satz. Dann stand meine Mutter auf, holte ein Glas Wasser und legte eine Tablette daneben. Kein Wort. Nur ein Gefühl. Ich nahm beides.

Als ich wieder zu mir kam, war es Nacht. Mein erster Gedanke war, dass ich gleich wieder Geräusche hören würde. Ich drehte mich im Bett und blickte verschwommen zur Tür.

Sie stand sperrangelweit offen.

In der Tür stand eine Gestalt in einem weißen Gewand. Ich schreckte hoch. Mein Herz hämmerte, mein Mund war trocken.

Ich erkannte meine Mutter. Ihre Augen waren geschlossen. Ich rief ihren Namen. Keine Reaktion.

Sie machte ein paar Schritte auf mich zu. Panik packte mich. Ich sprang aus dem Bett, lief an ihr vorbei, stürzte die Treppe hinunter und rannte hinaus auf den Hof.

Ich rannte einfach weiter. Die Straße entlang. Mein Atem wurde flach, die Lungen brannten. Eine Mauer tauchte vor mir auf. Ich bog darum herum. Nebelschwaden krochen mir um die Füße. Das Gras unter mir war feucht. Graue Steine lagen verstreut. Ich wusste nicht mehr, wo ich war.

Am Horizont zeichnete sich etwas Helles ab. Gelb. Ich ging ein paar Schritte weiter. Mein Blick war unscharf, doch die Narzissen vor mir erkannte ich deutlich.

Am nächsten Tag wird in der Zeitung stehen, dass ein völlig übermüdeter Fahrer die Kontrolle über seinen Wagen verloren hat und er mit überhöhter Geschwindigkeit von der Fahrbahn abgekommen sei. Sein Wagen habe sich daraufhin auf dem Acker mehrfach überschlagen und schließlich sei er in einen Baum gekracht. Die Beerdigung finde am Samstag statt.

Meine Eltern sprachen nie davon, dass ich angekommen sei. Und auch nicht davon, dass sie mich zu sich gerufen hätten, weil es meiner Mutter nicht gut ginge.

Ich spüre noch das Holz des Sargs um mich herum.